

Wiesbadener Lazarett-Zeitung



MITTEILUNGEN ÜBER UNTERRICHTSWESEN,
BERUFSBERATUNG UND STELLENVERMITTLUNG.
HERAUSGEGEBEN DURCH DEN AUSSCHUSS FÜR
VOLKSVORLESUNGEN FRANKFURT A.M. VOM

Ortsausschuss für Kriegsbeschädigten-Fürsorge Wiesbaden,
Amtl. Fürsorgestelle für Kriegsbeschädigte u. deren Familien.

Nr. 30.

1. September

1918.

Chronik.

Der August steht unter dem Zeichen einer großangelegten Offensive der Franzosen, Engländer und Amerikaner gegen die deutschen Linien im Westen. Hier kommt uns nun der außerordentliche Geländegewinn unserer Frühjahrsoffensive in Frankreich zu gute. Wir brauchen nicht an der in raschem Vorstoß damals gewonnenen und nicht nach der Verteidigungsmöglichkeit gezogenen Linie starr festzuhalten, sondern können so viel von dem Gelände aufgeben, bis wir in günstiger Verteidigungsstellung stehen. Wenn auch die Städte Albert, Roye und Rezon von uns geräumt wurden, ist der Entente trotz größter Kraftanstrengung eine Durchbrechung unserer Linien nicht gelungen.

In Rußland vermag sich die Sowjet-Republik der Angriffe ihrer Feinde kräftig zu erwehren. Die an der Murman-Küste gelandeten französischen und englischen Streitkräfte erlitten am 21. August bei Omega eine schwere Niederlage und dadurch wurde ihr Versuch, sich mit den Tschecho-Slowaken im östlichen Rußland zu einigen, zum Scheitern gebracht. Auch im Gebiete von Kasan wurden die Gegenrevolutionäre von den Sowjettruppen geschlagen. Damit dürfte der Bestand der Sowjet-Republik für die nächste Zeit sichergestellt sein. Auch in Sibirien, wo eine englisch-französisch-japanische Armee gelandet wurde, ist es der Entente noch nicht gelungen, Fortschritte zu erzielen. Unter diesen Umständen ist der Ergänzungsvertrag des Friedens von Brest-Litowsk, der am 27. August unterzeichnet wurde, von besonderer Bedeutung. Durch diesen Vertrag ist jetzt auch Estland und Livland endgültig aus Rußland ausgeschieden und zählt nunmehr zu den Randstaaten, deren Selbständigkeit unter Anlehnung an das Deutsche Reich ausgebaut werden soll. Das gute Verhältnis, in dem Deutschland zur russischen Sowjet-Republik steht, hat auch durch die Abreise des deutschen Botschafters Dr. Helfferich aus Moskau keine Trübung erlitten und man darf mit der Aufnahme wirtschaftlicher Beziehungen in der nächsten Zeit rechnen.

Den österreichischen Truppen unter Pflanzer-Baltin ist in Albanien im Devoli-Tal ein großer Erfolg beschieden gewesen. Die Italiener haben vor dem Angriff der Österreicher ihre Stellungen aufgeben müssen.

Die Verhandlungen zwischen Deutschland, Österreich und Polen haben in der letzten Zeit die polnische Frage der Lösung näher gebracht. Die autropolnische Lösung, die Polen in Personal-Union mit Österreich einigen wollte, scheint aufgegeben zu sein, dagegen darf man wohl mit der Wahl eines österreichischen Erzherzogs zum König von Polen rechnen.

In Ostafrika ist unseren Truppen im Bezirk von Cuellimano ein neuer Erfolg beschieden gewesen.

Rotes Glas.

Eine wahre Begebenheit.

Von Max Maria v. Weber.

(Schluß.)

Das magische, so mächtig und unwiderstehlich beherrschende Glas entfernt der Bahnwärter Janos aus der Laterne und legt es sorgsam neben seinen milchherrschenden Genossen, das grüne, auf den Tisch, und zündet ihre Flamme an. Aufmerksam sieht das Kindchen im Bette auf, seiner Arbeit zuschauend, in erst halb erlernter Sprache mühsam und gebrochen und doch kindlich unermüdlich plaudernd und fragend, so daß Janos endlich das krause dunkle Köpfchen mit ernster Mahnung, nun zu schlafen, auf das Kissen niederdrücken muß, ehe er, den Zug erwartend, vor das Haus tritt.

Das Kind aber schläft nicht — verflochten hebt es das Köpfchen wieder empor. Da liegen sie ja auf dem Tische, die wunderbaren Tafeln, durch welche die Mutter einmal seine dunkeln Augen in die Welt blicken ließ. Es war damals Winter und doch — das eine Glas machte, daß der ganze helle, grüne, sonnige Frühling da war, und vor dem andern fuhr es zurück — da brannte ja die ganze Welt! — Wie gern hätte das Kind das Wunder noch einmal gesehen, aber der Vater hatte mit harter Strafe gedroht, wenn es sich unterstände, eine der Tafeln in die Händchen zu nehmen — und da lagen die Tafeln jetzt, ganz wie des Kindes Schiefertafel, harmlos auf dem Tische und der Vater war draußen, ach — nur einen Blick!

Indes sitzt Janos vor dem Hause auf dem Holzstumpfe, auf dem die Frau ihr Küchenholz spaltet, das Signal erharrend. Dienst und Kinder und Sorgen gehen im Halbschlummer an ihm vorüber. Da raschelt es knackend und schwer niedertretend im Kultur — das ist ein Pöfel, der den Weg nach dem Wasser des Bahngrabens sucht! Er kann über die Bahn trotten, wenn der Zug kommt, erreicht werden — ausgleisen machen mit seinem ungeschlagenen Körper; eilig bückt sich Janos nach dem für solche Fälle unter dem andern Werkzeuge liegenden Stachelstoch zum Treiben der Stiere — da wird ihm eine dicke Bunda über den Kopf geworfen, kräftige Arme umschlingen, ihn fast erstickend, seinen Hals; ehe er sich aus seiner gebückten Stellung aufrichten kann, ist er zu Boden geworfen und gebunden, aber, obgleich dumm, dringt doch durch

den seinen Kopf umhüllenden groben Stoff, laut genug die Raubgesellen zu erschrecken, sein Hilsgeschrei. —

„Macht den Kerl doch stumm!“ hört er eine Stimme flüstern.

„Totschlag?“ fragte eine andere Stimme.

„Meinetwegen! Rasch — rasch.“

„Nichts da! Nicht totschlagen,“ flüsterte eine dritte. „Hat er euch denn gesehen und erkannt?“ — „Nein?“ — „Nun, so stopft ihm nur das Maul tüchtig!“

„Womit?“

„Reißt die Signalfahne vom Stoch — so! — und nun haltet ihm die Nase zu. Sobald er das Maul aufst, hinein mit der Fahne, unter die Bunda und tüchtig mit dem Knüttel hinterhergeschoben; erstickt er, ist's seine Sache — so, der ist jetzt stumm!“

Wie ein Bündel Holz wird Janos hinter einen Holzstoß geworfen, wo sein dick umhüllter Kopf schmerzhaft gegen die Scheite schlägt. Da bringt es grell und dröhnend durch all die erstickende Umgebung an sein Ohr: Glockenschläge — eins — zwei — Pause — eins — zwei — das elektrische Signal des kommenden Zuges.

„Heilige Mutter Gottes, wenn der hielte, wäre alles gerettet!“ denkt der Geknebelte in seiner Todesangst, „aber warum soll er halten?“ —

„Donnerwetter!“ hört er dann rufen, „da kommt der Zug; ich dachte, er sei längst vorüber. Wenn der hält, holt uns der Teufel. Geschwind, die Laterne hinaus, da steht sie in der Stube. Weißes Licht gegeben, damit er vorbei stolpert. Gott verdammt! Ehe der Zug vorbei ist, kann nichts gemacht werden, die Kasse ist festgeschraubt, wir brauchen Zeit!“

Janos hört die Tür schlagen, rasche Fußtritte mehrerer Männer.

„Hier ist die Laterne; gib du das Zeichen, du verbleibst's. Ihr anderen tretet hier in den Schatten!“

Dann wird's still, ganz still. Da beginnt es in der Ferne klappernd zu dröhnen — der Zug! da ist der Zug! Das Dröhnen kommt näher, die Schienen beginnen leise zu klirren.

„O allernächste Mutter Gottes, tue ein Wunder, halt ihn an!“ seufzte Janos; „ich hänge ein zinnern

Wagenrädchen, drei Pfund schwer, in deine Kirche zu Maros!

„Es wäre infam, wenn er hielte; da wäre alles umsonst gewesen. Geschwind, weißes Licht! Hoch, hoch mit der Laterne; recht sichtlich — so!“ ruft eine Stimme.

Da geht ein langgezogener Pfiff der Lokomotive durch die Nacht daher.

„Hurra, er fährt durch!“ jubeln drei rauhe Kehlen.

„Alles verloren! Was wird nun?“ denkt, halb erstarrt mit schwindenden Sinnen Janos.

Da folgen dem langen Pfiffe, gellend wie Not- schrei, kurz abgestoßen, noch einer, zwei, drei, fünf, sechs.

„Hölle und Satan, der pfeift ja zum Bremsen und Halten!“ ruft eine der rohen Stimmen. „Geht Ferkelgeld, der Teufel kommt! Schnell in den Kufuruz! Schlägt die Signallaterne entzwei!“ Rittend fliegt sie an die Wand.

„Sollten wir nicht erst noch den Janos abtun?“

„Zu was? — Hallo, da sind sie schon!“

Der Kufuruz schlägt über den dunklen Gestalten zusammen; der Zug steht heran. Funken sprühen unter seinen gebremsten Rädern hervor, die Erde bröckelt — noch ein Keuchen, eine nach dem Monde hinausgeblasene Dampfvolke — und er steht. Eine Anzahl uniformierter kräftiger Männer springt von den Wagen; voran der Oberkondukteur, der rasch und offenbar zornig auf das Bahnhäus zusehret.

„Warum läßt man uns hier halten — und kein Mensch da? In des Teufels Namen, was soll das heißen? Warum hat man uns rotes Licht gegeben?“

„Hier, Herr Oberkondukteur, liegt die Signal- laterne zerschmettert, aber kein rotes Licht ist drin.“

„Da ist etwas faul, durchsucht das Haus!“ befiehlt der Zugchef. „Wo sind die Leute? Hier ist nur ein kleines Kind im Zimmer — und hier steht etwas hinter dem Holzstoß!“

„Da ist, so wahr Gott lebt, ein geknechteter Mann — 's ist der Janos, Bahnwärter Nr. 128, und die Signalfahne als Knebel im Mause! Das sieht einem Besuche der Betnarren ähnlich, wie ein Ei dem andern. Weg mit dem Knebel! — Erzählt, Mann.“

Und Janos, nachdem der Halberstichte Atem geschöpft und seine Gedanken gesammelt hat, erzählt, was ihm geschehen und äußert den Verdacht, daß es die entlassenen Leute gewesen sein könnten, da die Betnarren den Eisenbahndienst und seine Sozialität und die Ablieferungszeit der Klasse offenbar gekannt haben müßten.

„Aber das alles,“ unterbricht der Zugchef die breite Erzählung, „erklärt es noch nicht, daß wir das rote Signallicht bekommen haben. Die Räuber haben es uns doch gewiß nicht gegeben!“

„Ist auch unerklärlich für mich,“ sagt Janos nachdenklich, mit gesenktem Kopfe. „Hätte doch selbst genommen Glas, rotes, aus Laterne.“ Plötzlich erhebt er den Kopf, strahlend: „Nein, Pane Oberkondukteur, gnädigster — ist Wunder — ist Wunder — hat Mutter Gottes — Allergnädigste — erhört Gebet meiniges in Todesnot und hat gegeben selbst Haltsignal rotes, mit Laterne weißer!“

„Schnickschnack, alberner,“ sagt der Oberkondukteur halb lachend, halb ärgerlich. „Untersuchen wir die Sache! Kommt Janos, zunächst in die Wachtstube.“ Die Männer treten ein. Das Kind sitzt erschrocken auf dem Tisch vor der Lampe; als Janos eintritt, läßt es entsetzt die rote Glascheibe, die es in den Händen hielt, fallen und streckt weinend die Arme Janos entgegen.

„Nicht böse sein, Papa! nicht schlagen, Nicht so schön rot, hier — draußen — überall. Bitte, bitte, nicht schlagen!“

„Da haben wir ja den kleinen Signalisten!“ ruft der Oberkondukteur lachend. „Das kleine Mädel hat durch die Scheibe vor der Lampe gekuckt und draußen war das ein rotes Signal. Janos,

Janos, wenn's auch die Mutter Gottes nicht getan hat, ein Wunder ist wirklich an Euch geschehen. Ohne den kleinen Walz hätten sie Euch doch noch am Ende die Windpfeife zugeschnürt — von der Rasse gar nicht zu reden. Die Sache ist aufgeklärt; fahren wir weiter. Ich lasse Euch den Juggendarm hier. Gute Nacht!“

Der Zug rollt von dannen. Janos hält, mit heißen Augen vor sich hinstarrend, das Kind im Arme.

Am andern Tage fährt der Streckeningenieur, auf seiner Dräfsine heimkehrend, am Bahnhäus Nr. 128 vorbei.

„Ge, Janos, guten Morgen! Gratuliere Euch, daß man Euch noch gratulieren kann. Drinnen auf der Hauptstation hat die Geschichte alle gerührt; sie schiden Euch heute ein Häßchen Erläuter. Laßt das Mädel nicht zu viel davon trinken. Ihr seid aber doch kein Narr gewesen, als Ihr das Kind behieltet. Adieu!“

Aus der Welt der Arbeit.

In die ersten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts fiel ein Ereignis, das berufen war, die Welt und die Lebensführung des Menschen tiefgreifender umzugestalten, als selbst die Entdeckung Amerikas ein paar Jahrhunderte vorher: die Einführung der Dampfkraft in das Verkehrs- wesen, die Erfindung der Eisenbahnen. Im Jahre 1825 sollte der erste Eisenbahnzug über die Erde. Wenige Jahre später, 1822, ist der Verfasser der vorstehenden Erzählung geboren.

Max Maria v. Weber war der Sohn unseres volks- tümlichsten deutschen Dichters, des „Freischütz“-Kom- ponisten Carl Maria v. Weber. Fröhlich schon verlor er seinen Vater. Aber die Mutter bereitete ihm und zwei jüngeren Geschwistern in Dresden ein Heim, das durch- wärmt und durchwaltet war von echtem deutschen Kunst- gefühl. Wenn der junge Max (sein Vater hatte ihm den Vornamen des Veldens des bei seiner Geburt eben voll- deten Freischütz gegeben) sich trotzdem nicht der Kunst, sondern der Technik zuwandte, so erkennen wir darin die Wendung, die das deutsche Geistesleben zu jener Zeit nahm: das Volk der Dichter und Denker, das Volk der Romantiker gewann Interesse an der Beherrschung der Natur, an Leistung und damit Macht und Einfluß in irdischen Dingen. Nach sorg- fältiger wissenschaftlicher Vorbereitung trat Weber in seiner sächsischen Heimat in den Eisenbahndienst ein. Er diente von der Pike auf; aber ein Jahr lang ist er selbst als Lokomotivführer gefahren. Er übernahm später die Leitung des sächsischen Eisenbahndienstes und war dann in Wien und Berlin bis zu seinem Tode 1881 in führenden Stellungen tätig.

Neben seiner Berufsarbeit hat Weber eine reiche schrift- stellerische Tätigkeit entfaltet. Sein kluger und gütiger Geist und die unmittelbare Fühlung, die er sein ganzes Leben hindurch auch mit den unteren seiner Angestellten unterhalten hat, veranlaßten ihn, in einer ganzen Reihe von Schriften Vorschläge im Interesse der Gesundheit, Sicherheit und wirtschaftlichen Besserstellung des Zugpersonals zu machen. Vor allem dürfen wir aber in Weber den Entdecker der eigentlichen Poesie sehen, die in der Technik, in der Maschine schlummert. Wo andere nur Rauch und Ruß, nur graue Nüchternheit sahen, da erkannte Weber hinter all dem tosenden Eisenlärm die grübelnde Geistesarbeit des Technikers und die unermüdblich schaffenden Hände des Arbeiters, die ihre Seele in dies Werk gegossen hatten, und dies hinerwobene Menschenschicksal gab für ihn der Maschine Leben und Seele. Weber wurde damit ein Vorläufer des später viel bekannter gewordenen Dichters und Technikers Max Gutz.

Der Aufschwung der Technik, an dessen Anfang Max Maria v. Weber steht, hat jahrzehntelang weiteste Kreise unseres deutschen Volkes völlig berauscht, so als ob der tech- nische Fortschritt der Menschheit ein goldenes Zeitalter heraufzuführen könne, und es gab nicht wenige Deutsche, denen die Bezeichnung als „Volk der Dichter und Denker“ fast als Schimpfwort erschien, und die das Zeitalter Schillers und Goethes als ärmlich und klein empfanden, verglichen mit unserer modernen Herrlichkeit. Der Krieg hat uns wohl allen gezeigt, daß die Technik ebensowohl in den Dienst der Vernichtung und des Todes, wie in den Dienst des Glüdes und des Lebens gestellt werden kann, und daß es auf den Gebrauch ankommt, den die Völker von ihr machen. Weber ist ein Beispiel dafür, daß die wirklich bedeutenden Leute nicht so geneigt sind, ihr eigenes Lebens- gebiet zu überschätzen, als ihre kleineren Nachbeter. So hat er nicht bloß das Geistige im Technischen erkannt und ge- schätzt, sondern er hat auch verstanden, daß die Technik nur dann ihren Zweck für die Menschheit erfüllen könne, wenn sie in den Dienst eines guten Willens gestellt wird. Er erwartete, daß die Steigerung des Verkehrs unter den Menschen, wie die Entwicklung des Eisenbahnwesens sie bringen mußte und tatsächlich gebracht hat, zu einer Verständigung der Völker unter einander führen werde. Möge er schließlich damit Recht behalten, und möge dieser Krieg nur die letzte Unterbrechung einer Entwicklung sein, die die Völker inner- lich einander näher führt.

Etwas über die Salpetersäure.

Eine kriegsschemische Plauderei
von Alfred Hagenhäder, cand. chem.

Es ist kein Verrat von Kriegsgeheimnissen, wenn ich hier an dieser Stelle noch einmal öffentlich er- wähne, daß wir in Deutschland aus dem Stickstoff und Sauerstoff der Luft Salpetersäure herstellen. Daß wir dazu in der Lage sind, ist der Faktor, der es uns ermöglicht, überhaupt noch Krieg zu führen. Sonst hätten die Feinde längst ihr Ziel erreicht und uns zu Boden gezwungen. Um die Leser dieses Aufsatzes das einsehen zu lehren, muß ich zwei Fragen beantworten.

Was ist denn eigentlich Salpetersäure, und warum ist sie uns zur Kriegsführung unentbehrlich? Sal- petersäure ist eine Verbindung von Stickstoff, aus dem sich die Luft zu 79 Proz. zusammensetzt, und Sauerstoff, der die andern 21 Proz. für sich in Anspruch nimmt, mit Wasser. Es ist aber äußerst schwierig, den Stickstoff der Luft mit dem Sauer- stoff der Luft zu vereinigen. Der Stickstoff der Luft liegt lose neben dem Sauerstoff, etwa in der Weise, wie man Mehl mit Zucker mischen kann, den Zucker kann man jederzeit wieder aus dem Mehl emsieren. So kann man auch den Sauer- stoff jederzeit der Luft entziehen. Es kommt aber darauf an, jedes kleinste Stickstoffteilchen fest und unlöslich an das kleinste Sauerstoffteilchen zu binden.

Wie das zu machen war, hat uns die Natur selbst gelehrt. Die Untersuchung der Regenwasser- pfügen nach einem Gewitterregen ergab stets die Anwesenheit geringer Mengen Salpetersäure. Da- raus wurde geschlossen, daß die hohe Temperatur der Blitze in der Lage sein mußte, die Verbindung von Stickstoff und Sauerstoff herbeizuführen. Es wurden Versuche angestellt, mit Hilfe gewaltiger elektrischer Bogenlampen und äußerst starker Ströme Blitze nachzuahmen, und das Luftstickstoffgemisch in diese Flammenbogen hineinzublasen. Nach vielen Mißerfolgen gelang es tatsächlich, auf diesem Wege rationell Salpetersäure herzustellen.

Zum großen Teil verdanken wir diesen Erfolg der badischen Anilin- und Sodafabrik, die diese Versuche zäh fortgesetzt hat, sich nicht durch Miß- erfolge hat verdröhnen lassen und große Kapitalien dafür eingesetzt hat. Wenn man dann liest, daß die Leiter der Werke, die, voraussehend, derartige Versuche haben anstellen lassen, hohe Kriegsaus- zeichnungen erhalten haben, dann muß man wirklich sagen, daß sie dieselben verdient haben. Denn durch diese Erfindung ist wirklich unser Vaterland vor dem sonst sicheren Untergange gerettet worden.

Vor der Erfindung dieses Verfahrens waren Bögel in Amerika unsere Salpetersäurelieferanten. Der von ihnen abgeworfene Mist enthält nämlich große Mengen an Sauerstoff gebundenen Stickstoff und auf einfachem Wege war es möglich, aus diesem Dünge Salpetersäure herzustellen. Aber bei dem großen Weltbedarf an Salpeter für Industrie und Landwirtschaft war eine sehr baldige Er- schöpfung der Salpeterlager zu berechnen. Und dann?

Nun, was dann gekommen wäre, kann sich der Leser selbst ausmalen, wenn ich einmal kurz darauf hinweise, wofür wir Salpeter bzw. Salpetersäure unbedingt benötigen: Der Landwirt braucht ge- bundenen Stickstoff unbedingt für seine Felder, zum Düngen, sei es in Form von Ammonsulfat, Kali- stickstoff oder Salpeter. Jeder, der etwas Ahnung von Landwirtschaft hat, wird bestätigen, daß wir niemals Jahr für Jahr einen Acker rationell be- bauen könnten, wenn wir nicht Stickstoffdünger zu- setzten. In Friedenszeiten brauchen wir unge- heuere Mengen Salpetersäure zur Herstellung unserer Farbstoffe. In der Farbstoffindustrie ist es meistens die erste Handlung, die mit den Teerprodukten Benzol, Toluol, Phenol, Naphthalin, Anthrazen usw. vorgenommen wird, dieselben in auf hier nicht näher zu erörternde Weise mit Salpetersäure zu behandeln. Das ist der erste Schritt zu unsern in der Welt unübertroffenen Farbstoffen.

Ein weiteres Verwendungsgebiet für die Sal- petersäure liegt in der Kunstseidefabrikation. Durch vorsichtiges Behandeln von Baumwolle mit Sal-